

Drama im „deutschen Wald“: Der *Freischütz* auf der Naturbühne Greifensteine im Erzgebirge lässt Abgrund und Sterne ganz realistisch mitspielen

In dieser Landschaft spielt der „deutsche Wald“ ungefragt mit. Und kein Regisseur könnte etwas dagegen tun. Die „Greifensteine“ im Erzgebirge sind eine Naturbühne, die wie geschaffen für Webers *Freischütz* wirkt (Premiere: 19. Juli 2014, besuchte Vorstellung: 23. August). Von einem weiten Rund aufsteigender Sitzreihen erblickt man hoch aufragende Steinformationen. Sie sehen aus, als hätten Riesen ihre Sofakissen aufeinandergestapelt. Die Gebilde, die man etwa auch in Tschechien und in der Gegend um Oybin findet, sind geologisch entstanden, als sich Magma in ältere Gesteinsschichten drückte und erkaltete. Die weicheren Gesteine erodierten, der harte Granit blieb stehen. Die Form der Steine hat die Fantasie seit jeher angeregt und spielt in zahllosen Volkssagen eine Rolle.

Bei den Greifensteinen auf dem Gebiet der Stadt Ehrenfriedersdorf, schon im 19. Jahrhundert als Theaterkulisse genutzt, sitzt man auf dem Gelände eines ehemaligen Steinbruchs und hat die mächtigen Türme, umstanden von Wald, vor seinen Augen. Die Naturkulisse leuchtet abends im goldroten Schein der letzten Sonnenstrahlen, und bis Agathes erste Arie „dran“ ist, hat sich auch die „schöne Nacht“ mit ihrem Sternengeflimmer über die Felsen gespannt. Wenn Max dann hoch oben zwischen Bäumen erscheint und feststellt: „Ha, furchtbar gähnt der düstre Abgrund“, sind die Worte beklemmend realistisch. Auf blutrot angeleuchteter Felswand weist sich dann überlebensgroß „der Mutter Geist“, während Kaspar drunten, vor der gewaltigen Schädelplatte eines Hirschs mit riesigem Geweih, das Kugelgießen vorbereitet.

Noch gespenstischer als in einer klaren Sternennacht wirkt die Wolfsschlucht-Szene, wenn dunkle Sturm- und Regenwolken am Himmel dräuen und Baum und Fels vor Nässe triefen. Der Zuschauer sollte sich dann tunlichst in eine Decke kuscheln, denn bei den Greifenstein-Festspielen kann es empfindlich kühl werden. Aber die Atmosphäre des unheimlichen Waldes ist an solchen Abenden unübertrefflich. Friedrich Kinds Beschreibungen werden real: gespenst'ge Nebelbilder können da zwischen ragenden Fichten wallen, husch, husch, fliegt auch mal Nachtgevögel auf, und im Spiel trüben Lichts und unbestimmter Schatten wirkt das Gestein wie belebt ...

So reicht es aus, wenn Wolfgang Clausnitzer als Ausstatter mit ein paar wenigen Bauten die weitläufige Bühne akzentuiert: ein klassizistisches Schloss in der Ferne, ein Landhaus mit großen Fenstern und einer Terrasse in

schlichtem Barock für die Szenen mit Ännchen und Agathe im „Jagdschlösschen“. Mit seinen Kostümen hält sich Clausnitzer eng an die Zeit Webers: Jäger in leuchtendem Hellgrün, Biedermeierliches für die Damen, hohe Hüte für die Würdenträger. Aber er zitiert auch die „schwarzen Jäger“ des Lützow'schen Freicorps, das 1813 bis 1815 gegen Napoleon aktiv war und dem der Dichter Theodor Körner angehörte, dessen Gedicht „Lützows wilde Jagd“ Carl Maria von Weber vertonte. Auf der Bühne schwenken die Jäger zerschlossene Schwarz-Rot-Goldene Fahnen und erinnern damit an den – damals bald unterdrückten – Wunsch nach Freiheit und Einheit Deutschlands.

Ingolf Huhn nützt als Regisseur geschickt die immense Breite der Bühne. Intime Szenen „schält“ er mit Hilfe des Lichtes aus dem Raum. Samiel lässt er zunächst als Kriegsinvaliden über die Szene humpeln; später spricht eine schattenhafte Figur von oben mit weiblicher Stimme. Auf dem Höhepunkt der Wolfsschlucht-Szene erscheint Samiel als attraktive Frau in körperbetontem, blutrotem Dress (Rebekka Simon). Huhn erzählt die Geschichte, ohne – bei diesem Schauplatz nicht passende – Meta-Ebenen einzuziehen, akzentuiert die Personen und Charaktere behutsam, setzt auch auf spektakuläre Momente: Ein Feuerrad dreht sich beim Kugelgießen und geisterhafte Reiter umkreisen die Szene auf dunklen Pferden aus Fleisch und Blut.

Zugunsten des malerischen Schauplatzes sind einige Kompromisse zu machen: Das Orchester tönt vom Band, der Dirigent (Dieter Klug) gibt den Akteuren aus der ersten Reihe die Einsätze. Die Sängerinnen und Sänger des Ensembles des Eduard-von-Winterstein-Theaters aus dem nahen Annaberg-Buchholz – es bespielt das Naturtheater mit etwa 55 Aufführungen in den Sommermonaten bis Ende August – werden ebenfalls elektronisch gepusht.

Inga-Britt Andersson, Gast aus Oldenburg, singt eine tadellose Agathe: frei im Lyrisch-Innigen, konzentriert in den Momenten jubelnder Freude. Das Ännchen bleibt die fröhliche, noch halb kindliche Gespielin; auch die frische, gut positionierte Stimme Madelaine Vogts passt zu dieser ungebrochenen Figur. Frank Unger gibt seinem Max die Töne des Resignativen wie des Aufbegehrenden, zeichnet ihn als einen Menschen, der sein Leben nicht mehr versteht und dem Anschlag „höherer Macht“ hilflos ausgeliefert ist.

Der Kaspar von László Varga ist weniger dämonisch als pragmatisch angelegt: als ein Gestrandeter, der sich irgendwie zu helfen versucht und darüber zynisch geworden ist. Leander de Marel zeichnet vibratorisch einen soignierten Kuno; Christian Härtig ist als Ottokar mit der Höhe überfordert. Als

Kilian nutzt Marcus Sandmann seinen kurzen Auftritt, um den latent schwellenden Gegensatz zwischen den Bauern und den privilegiierteren Jägern zu verdeutlichen. Den Eremit singt ebenfalls László Varga, von der Höhe herab mit ansprechender Fülle und sauberem Legato.

Fazit: Was auf der Bühne eines Opernhauses zur gefährlichen Gratwanderung zwischen gutmütiger Erzählung und parodienahem Kitsch geraten könnte, ist für die Naturbühne bei den Greifensteinen eine passende Mischung aus Freude am Schauen, sorgfältiger Einrichtung und behutsamer Deutung. Ein *Freischütz*, der genau an diesem Ort „funktioniert“, ohne das Stück an banale Volksbelustigung zu verkaufen. Nur die Einleitung hätte man sich sparen können: Bevor man die meisterhafte Ouvertüre Webers beschneidet, hätte man lieber gleich mit dem jauchzend hereinströmenden Bauernvolk beginnen können.

Werner Häußner

Ein Alptraum im Reiseformat: Der *Freischütz* am Nordharzer Städtebundtheater Halberstadt

Fast glaubt man sich an die vielen Wanderbühnen der Weber-Zeit erinnert, wie sie der Komponist in seiner Kindheit hautnah erlebte: Das Nordharzer Städtebundtheater trägt seine Mobilität bereits im Namen; neben seiner Stamm-bühne in Halberstadt bespielt es ständig weitere Orte der Region: Quedlinburg und Bernburg; seine *Freischütz*-Inszenierung (Premiere 3. Oktober 2014) geht aber darüber hinaus auf teils weite Reisen – gen Norden bis ins altmärkische Stendal und Salzwedel sowie ins havelländische Rathenow, gen Osten bis nach Hoyerswerda in der Lausitz, gen Süden ins fränkische Weißenberg. Das verlangt allen Beteiligten, vor allem aber Bühnenbild und Technik, ein Höchstmaß an Flexibilität ab, trifft man doch auf verschiedenartigste Aufführungsbedingungen. Wiebke Horn begegnet der Herausforderung mit einem kastenförmigen Einheitsbühnenbild in zwei Ebenen, in dem nur einige Andeutungen (Hirschgeweih, Ahnenbild, Kreuz) auf die Handlungsorte verweisen und das durch Lichtstimmungen und dezente Video-Animationen (Matthias Daenschel, Michael Hirt) unterschiedliche Räume eröffnet. Regisseur Christian Poewe lässt die Oper ohnehin nicht auf Festwiesen, in Jagdschlössern oder Waldschluchten spielen, sondern in den depressiven, psychotischen Angstträumen des Jägerburschen Max. Der sieht sich überfordert in einer ausweglosen Situation: Er muss sich nicht nur beruflich beim Probeschuss